

Johanna Siebel : Mutter und Kind

Autor(en): **Fierz, Anna**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **17 (1913)**

Heft [24]

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-587728>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

zu raten; dann wäre der Knabe Severus Alexander, ihr Sohn, die jüngere Dame eine Tochter oder Alexanders Gattin Orbiana. Auch Paulina könnte genannt werden; dann wäre der Sohn der jugendliche Kronprinz Maximus, die junge Dame eine Tochter. Gerne würde man auch in dem Familienbild Faustina, die Tochter Gordians I. und Schwester Gordians II., erkennen; dann wäre der Jüngling ihr Sohn, Gordian III., die Dame wäre dessen Schwester oder Gattin. Schlägt man Otacilia vor, so fehlt ihr Gatte Philipp I., was eine Deutung auf diese Familie unwahrscheinlich macht. Dasselbe gilt von der Beziehung auf die Kaiserin Etruscilla, auf Mariniana und Salonina. Überall wäre die Weglassung des regierenden Kaisers sehr auffällig. Zur Erklärung müßte man schon behaupten, unser Medaillon sei nur eines aus einem Paar; das eine Stück hätte diesenfalls den Vater mit zwei Kindern, das andere die Mutter mit zwei Kindern enthalten.

Aber diese Annahme scheint nicht nötig; denn es bleibt noch eine Kaiserfamilie übrig, auf die unser Medaillon vortrefflich paßt: ich meine Zenobia, die Königin von Palmyra, dann Augusta, nachdem sich ihr junger Sohn Vaballath zum Augustus erklärt hatte. Wir wissen auch, daß sie noch eine Tochter besaß, Lucia Septimia Patabiniana Valbilla Thoria Nepotilla Odaenathiana; sie wird als *clarissima puella* inschriftlich bezeichnet. Zugunsten unserer Auffassung spricht auch eine kurze Inschrift, deren Lettern griechisch sind; das Wort wäre also die Arbeit eines griechischen Künstlers, vielleicht in der griechischen Osthälfte des Römerreiches entstanden. Die Münzbilder von Zenobia und Vaballath zeigen uns nur Profile und können nicht als entgegenstehende Zeugnisse verwertet werden. Zenobia wurde durch ihren Besieger Aurelian nach Italien gebracht; ihr Porträt könnte damals, d. h. im Jahr 272, seinen Weg in den Westen gefunden haben. Einige Jahr-

hunderte später wurde das Medaillon als Kostbarkeit in ein Altarkreuz eingesetzt, zusammen mit antiken Gemmen, Cameen und frühmittelalterlichen Glaspasten. Auch das Kreuz wird der Kaiserin Galla Placidia zugeschrieben; es scheint aber später, wahrscheinlich unter den langobardischen Königen entstanden zu sein.

Hätten wir in dem Goldmedaillon, wenn unsere Deutung richtig ist, ein Monument aus der Zeit des Kaisers Aurelian, so bietet die sog. Lipsanotheet ein späteres, christliches Werk, das durch seinen Stil sich als konstantinisch zu erkennen gibt. Dieses Monument besteht aus den fünf Flächen eines

geschnittenen Elfenbeinkästchens; der Boden war glatt und schmucklos, ist deshalb nicht aufbewahrt worden. Die dargestellten Gegenstände sind folgende: zunächst figürliche Kompositionen aus dem Alten und Neuen Testament in breiten Zonen oder schmalen Bildstreifen. Alle Gestalten sind von klassischer Zeichnung und natürlicher, niemals steifer Haltung. Dazu treten einige Symbole, wie z. B. der Fisch und der Hahn auf der Säule. Um den Deckel herum — das ist der zweite Hauptschmuck des Kästchens — läuft eine Serie von kreisrunden Medaillons von fünfzehn männlichen Bildnissen in Front- oder Dreivierteldarstellung. Ein Bild stellt den Erlöser dar, jugendlich wie in den Szenenbildern und beispielsweise in den Statuen des „guten Hirten“. Daneben findet man vier bartlose, teilweise ebenfalls jugendliche, ferner zehn bärtige, ältere Männer. Ohne Zweifel handelt es sich um Apostel und Evangelistenbilder. Die Elfenbeinplatten sind wunderbar gut erhalten und haben glücklicherweise niemals eine Retouche oder Restauration erlebt; sie stellen ein Hauptwerk altchristlicher Kunst dar und verdienen die Berühmtheit, die sie in der kunsthistorischen Literatur genießen, in vollem Maße.

Professor Dr. E. A. Stückelberg, Basel.



Brescia Abb. 3. Erzstatue der Nike („Victoria von Brescia“) im Museo Patrio.

Johanna Siebel: Mutter und Kind*).

Wie einen zarten Schneeglöckchenstrauch stellt Johanna Siebel diese Liedchen unserer Lyrik auf den Tisch. Sie läuten Wonnen, die dort recht selten kundgegeben werden. Es sind diejenigen der erhofften und gewonnenen Mutterschaft. Die seelische Verfassung dieser Gedichte ist sonntäglich gehoben. Die werdende Mutter strebt nach Heiligung der Gedanken und Gefühle; sie füllt ihre Blicke mit Licht und Sonne: „Ich mache dich reich, mein liebes Kind; die blaue Luft, den weichen Wind, des ganzen sel'gen Tages Lauf fang ich in meiner Seele auf.“ Hoffnungsfulg sucht sie im Himmelsraum nach dem aufgehenden Sternchen ihres Kindes; beglückt fühlt sie sich, durchs Sommerland streifend, den geneigten Aehren verwandt. Nur ein inniger Leidenswille kann ihrem überwallenden Dankgefühl genügen:

Laufend steh ich an des Lebens Pforte,
Daß der Schmerz den schweren Riegel schiebt,
Und als Lohn vom ewig stummen Horte
Allen Ursprungs unser Kind mir gibt.

Die Dichterin fühlt sich allen, die das Mutterlos tragen dürfen, schweesterlich verbunden: „Wie sind eure Augen so weit und warm!“ Sie kann der unglücklichen Mütter nicht vergessen, möchte ihnen die Last der Scham und Reue in das Gnadengeschenk der Mutterfreude umwandeln können. Auch wo die Liedchen sich aus dem Gedanklichen nicht völlig in den rein poetischen Ausdruck hinausfinden, rühren sie durch den innig suchenden Ernst, den Seelenadel des Gehaltes, durch die lieblich bewegte Stimmung, durch das gewissenszarte Streben nach Selbsterziehung. Mit den hoffenden Müttern allen, deren Hand sie in Gedanken hält, vertieft sich die Dichterin in die Betrachtung schöner, tapferer Menschlichkeit.

Farbiger, frischer, einfacher sind die Liedchen unter „Erfüllung“. Auch sie spinnen und weben ja noch fragende, forschende Gedanken ins Dämmerlicht der Wiege; sie machen sich mit der Engelschut, mit den spielenden Träumen vertraut.

*) Frauenfeld, Druck und Verlag von Huber & Co., 1913.

Sie deuten das geheimnisvolle Kinderlallen mit der Inbrunst des Mutterglaubens: „Dir sind wohl noch die Rätsel klar, du Bübchen klein!“ Daneben aber geben sie sich den Mutterfreuden schalkhaft und mit hellem Frohsinn hin. Mutter und Kind, dieses mit dem Eifer seiner ersten Schritttchen, jene mit der schirmenden, zärtlich hingerissenen Liebesgebärde treten auf Frühlingsstraßen und in traulichen Stuben in eine reizende Anschaulichkeit. Ein leises Rauschen von Sommerlaub dringt in die Liedchen, wie Vogellied, Morgen, Abend, Kerzenduft und Glockenschall auf ihren Ton und ihre Stimmung ätherisch abgestimmt. Ich führe ein Gedicht an, das mir ein rührendes persönliches Bekenntnis im Bilde zu verbergen scheint:

Nun regt es in den Bäumen
So traulich sich und schlummermüdig;
Nun singen vor dem Träumen
Die Vögelein ihr Abendlied.
Und manches, das am Tage
Betrübt war, daß der Lenz verrinnt
Und daß trotz aller Plage
Die Jungen noch nicht flügge sind,
Vergißt, weil es kann singen,
Daß heut sein Seelchen erdenbang,
Und hebt sich auf den Schwingen
Des Liebs zum Licht mit süßem Klang.

Anna Fierz, Zürich.

Die Blume.

Ein Märchen von Gottfried Beck, Bern.

In einem Sommerabend wandelte ein Mann mit seiner Geliebten am Seeufer und erzählte ihr folgende Geschichte:

Ein Mann hatte seinen Acker eine Wegstunde von seinem Haus entfernt. Dort arbeitete er fleißig für sich und die Seinen. Vor seinem Haus aber legte er einen Garten an mit Blumen, Springquellen und Schattenbäumen, um in den Mußestunden allein oder mit den Seinen das Herz am Schönen und Lieblichen zu erfreuen, um mit seinem Weib die Wunder des Lebens anbetend zu genießen und staunend zu betrachten und vom Genuß aus in hohen Gedanken die Schöpfung zu erfassen, um seine Kinder durch Spiel und Schönheit zur Arbeit und Wahrheit zu führen. In des Mannes Abwesenheit plünderten böse Nachbarn den Acker und verdarben das Erdreich, sodaß der Mann, um die Seinen nicht darben zu lassen, öfter und länger den Acker hüten und pflegen mußte. Darob verwilderte der schöne Garten, worüber das Weib dem Manne Vorwürfe machte. Da verdoppelte er seine Arbeit und schaffte Tag und Nacht, um den Acker wieder zum Gedeihen zu bringen und den Garten zu pflegen. Die Arbeit machte ihn jedoch müde und krank, sodaß



Brescia Abb. 4. Bildnismedaillon (Email translucide auf Gold) aus dem 3. Jahrh. n. Chr. am langobardischen Kreuz im Museo civico, età cristiana.

er sich des Gartens nicht mehr freuen mochte mit seinem Weib. Dieses aber fand Gefallen an des Nachbarn Garten. Da wurde der Mann so traurig, daß er den Acker gänzlich vernachlässigte, in Armut geriet und Acker, Haus und Garten verlor. Nur eine einzige Blume nahm er mit. Er hatte sie sich selbst von Anbeginn in einer heimlichen Felsgrotte seines Ackers gezogen, mit blau- und weißgestreiften Blättern und purpurrotem Kelch, als Abbild seines Weibes, an das sie ihn stets erinnern sollte, wenn er ihm fern sein mußte. Er grub die Blume mit der Wurzel aus, damit sie keine Spur hinterlasse, und ging als Bettler auf die Landstraße. Dort bot er sie, nur ängstlich ein wenig die Hand öffnend und ihre Seltenheit rühmend, den Wanderern zum Verkauf an. Die lachten sein als eines Narren und gaben ihm ein Almosen. So fristete er sein Leben und behielt doch die Blume, von der er sich nie hätte trennen können, bis man ihn eines Morgens tot auf einem Hügel fand, die vergilbte Blume in der erstarrten Faust ...

Da lachte die Geliebte und bat um eine Geschichte, die weniger rührend, dafür aber glaubhafter klänge.

Warum?

Warum ich sie verließ?
Sie hat dem Schmerz geflucht,
Und er ist mein bester Freund.
Sie hat der Nacht geflucht,

Und die Nacht gab mir das Dasein!
Sie fluchte dem Kampf,
Und er ist mein Leben.
Nun wird sie selber kämpfen

In düsterer Nacht
Mit bitteren Schmerzen,
Bis sie mich schaut
In meinem strahlenden Glück!

Karl Sag, Zürich.

Nächtliche Fahrt

Einsam fährt mein Wagen durch das Land,
Das in silbergrauer Dämmerung ruht;
Fern am Horizont glimmt noch ein Band,
Golddurchwirkt von letzter Sonnenglut.

Immer dunkler wird's. Kein Sternlein lacht.
Matt umflort erglänzt der Mondenschein.
Leise wendet Dämmer sich in Nacht,
Hüllt den Wagen, hüllt mich selber ein.

Doch ein Häuschen hier, ein Fenster dort
Spendet Glanz, der durch das Dunkel bricht.
Fröhlich rollt mein Wagen fort und fort,
Glaubt von einem Licht ans nächste Licht.

Bertha von Orelli, Zürich.